

«Und die schöne italienische Sonne ist auch da»

Kunst | Heinrich Danioths Reise nach Rom (Teil 2)

Filmautor Felice Zenoni lässt Heinrich Danioths Italien-Reise vor 100 Jahren wieder aufleben. Im zweiten Teil kommt der damals 24-Jährige in Rom an und beginnt, die Stadt zu erkunden.

Felice Zenoni

Es muss im Verlauf des 22. April 1920 gewesen sein, als Heinrich Danioth in Begleitung von Julia Walker und Fräulein Kuchler aus Unterwalden in Rom eintrifft. Anhand der Tagebucheinträge ist ersichtlich, dass die drei zuvor zwischen Flüelen und Rom zwei Nächte im fahrenden Zug verbracht hatten. Die ersten Eindrücke in Rom auf der Fahrt zur Unterkunft sind enttäuschend. «Ich weiss gar nicht, wo ich bin. Das sind ja die Strassen irgendeiner Stadt, zum Beispiel Zürich. Wir kommen an einen Fluss, den Tiber, fahren über eine scheussliche, moderne Brücke. Links, schmutzige, verfallende Häuser, denen aber das Sonnenlicht etwas ganz Königliches zu geben weiss, rechts, die nur aus Bildern bekannte Engelsburg und unmittelbar vor uns die schimmernde, strahlende Kuppel der Peterskirche. Jetzt glaube ich, dass ich in Rom bin. Dieses Bild wird mir unvergesslich sein. Das war der Augenblick des Erkennens. Ein feierlicher Moment.»

Die Reisenden werden von einem Herrn Stocker, der in der Nähe vom Vatikan wohnt, erwartet. Hier trennen sich die Wege der drei. Herr Stocker verspricht, sich um ein Zimmer oder eine Schlafstätte für Heinrich Danioth zu kümmern. Das sei zurzeit schwierig. Hotels und Privathäuser (Bed-&Breakfast-Unterkünfte scheinen schon damals Mode gewesen zu sein) seien überfüllt, und selbst für die Benutzung eines Kanapees zahle man hohe Preise. Auf seinem ersten Rundgang erstaunt Danioth die Beschwingtheit und das Saper vivere der Römer. «Die Menschen sind so zierlich, so leicht beweglich, so lachend und hüpfend wie Marionetten. Die scheinen gar nichts von der Misere unserer Erde zu wissen.»

Trevi-Brunnen: grausig, abstoßend

Mit dem Blick des Künstlers mustert er die Sehenswürdigkeiten der Stadt und verteilt dabei Lob, spart aber auch nicht mit Kritik. «Die Fassade von Sankt Peter. Sie ist schon so viel angefochten worden, dass ich sie in Ruhe lassen will. Das Innere. Die Päpste treiben da eine Selbstverherrlichung sondergleichen. Das wirkt abstoßend und stört einem im Genuss der architektonischen Schönheiten. Ich betrachte Papstdenkmäler als nichts anderes denn als Artistenstücklein. Bravourstück heisst's auf dem Variétéprogramm. Das moderne Rom ist sehr reich an solchen Leistungen. Man könnte Michelangelos herrlichste



«Passo Romano» – Entwurf für die Satirezeitschrift «Nebelspalter» (1938). STAATSARCHIV URI



Titelblatt der Satirezeitschrift «Nebelspalter» (1934). FOTO: DÄTWYLER STIFTUNG/HAUS FÜR KUNST URI



Giuseppe Haas (1889–1963), Obwaldner Maler und Holzschneider, möglicherweise 1920 von Heinrich Danioth fotografiert. FOTO: STAATSARCHIV URI

Pietà leicht übersehen, inmitten der gewaltigen, aufdringlichen päpstlichen Grabdenkmäler. Sie wollen alle Eindruck machen durch weite, theatrale Gebärde. Daneben aber wirkt Michelangelos Pietà doppelt durch ihre Innigkeit. Sie ist das einzige Denkmal, vor dem man Andacht verspürt. Der Baede(c)ker rühmt den Trevi-Brunnen über alle Massen. Grausig, abstoßend. Auch wieder so ein Bravourstücklein. Ich weiss nicht, ob ich mich meines stark kritischen Verhaltens wegen schelten soll. Gewiss ist dieses Verhalten erklärlich. Es entspringt einesteils einer Anwandlung von Heimweh und dann, weil ich mich nur langsam anzupassen vermag. Die Entrüstungen, die ich bis jetzt fallen liess, sind gewiss berechtigt. Doch ich soll es so weit bringen, dass ich mich solcher Sachen wegen nicht mehr aufrege, und sie durch eine stille Verachtung erledige. Es geht mir auch unter dem Menschenhaufen immer so. Mich interessiert jeder, der mir begegnet. Mein Auge will alles sehen, macht sogar vor Gemeinheiten nicht halt.»

Nach und nach entdeckt Heinrich Danioth die Maler der italienischen Renaissance. Einer hat es ihm besonders angetan. «Dann ist da noch ein kleines Madonnenbild von Botticelli. Ich begegne ihm immer gerne. Er ist neben Rembrandt und Michelangelo bei jenen drei Meistern, für die meine Verehrung immer dieselbe geblieben ist und für die meine Begeisterung noch nicht im Geringsten nachliess. Seine feine, schlichte Art berührt mich immer wieder. Ja, unmittelbarer als er spricht wohl keiner zur Seele.

Sein Strich ist Musik. Er malt in tiefer Andacht. Ich meine immer, er könne an Noblesse von niemand überboten werden.»

Camera con viste

Heinrich Danioths katholische Herkunft verhilft ihm rasch zu einer Unterkunft. Fürs Erste kommt er im Schwesternhaus Santa Marta unter. Dort versichern ihm die Schwestern: «Dein Glaube hat Dir geholfen.» Der Katholizismus lindert zudem sein einsetzendes Heimweh. «Ja, der katholische Glaube als gesellschaftliche Organisation kommt einem oft und allerorten zu Hilfe. So verschafft mir dieser mein Glaube auf wunderbare Weise ein Zimmer, hilft mir sogar über mein erstes Heimweh hinweg, indem ich mich in der Peterskirche, deren rituelle Einrichtungen ja dieselben sind wie in jeder anderen Kirche, sofort heimisch fühle.» Während seines Aufenthalts zeichnet und malt Heinrich Danioth nicht. Seine Eindrücke hält er konsequent tagebuchartig fest. Im Werkverzeichnis finden sich einige wenige Bilder mit römischen Sujets, die jedoch alle nach der Reise entstanden sein müssen, das sie mit 1921 oder noch später datiert sind. Leider ist auch kein einziges Foto erhalten, das ihn in Rom zeigen würde. Auf dem einzigen Foto im Tagebuch ist der aus Obwalden stammende Giuseppe Haas zu sehen, der seit 1912 in Rom lebte. Danioth trifft ihn wenige Tage nach seiner Ankunft. «Am Nachmittag besuche ich Haas aus Sachslen. Er ist im Hotel Excelsior als Dekorations- und

Flachmaler tätig, malt aber nebenbei Wandbilder. Er ist durch Selbstschulung zu einem gewissen persönlichen Stil gekommen. Die Bilder sind heiter und von gesunder Farbigkeit, oft von schöner Vereinfachung des Natureindrucks. Zu Dutzenden hängen die kleinen Bilder alle an einer Wand. Das eine im selben Vortrag wie das andere, sodass sie eigentlich auf die Dauer langweilig wirken. Wenn auch nicht als Maler, so kann er mir doch durch seine Energie vorbildlich sein.»

Römische Kontraste

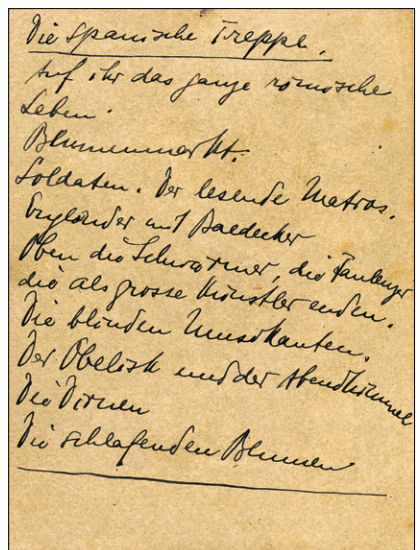
Zu einem der stärksten und geradezu verstörenden Rom-Erlebnisse wird der 25. April 1920, der mit einem Spaziergang beginnt: «Sonntag. Ein herrlicher, heiterer Tag. Mit Monsignore Cocconcelli gehe ich durch Gassen, wo kein Sonntag herrscht. Er führt mich an einem Spital vorbei an ein grosses, verschlossenes Tor, wo er die Glocke zieht und uns ein uniformierter Wärter öffnet. Hinter Gittern stehen Frauen mit eigenartigen Blicken und Gebärden. Sie tragen alle denselben grauen Rock, der bis auf die Füße reicht. Einige schauen unverwandt in den Himmel, andere sprechen mit sich selbst. Eine springt rasend und fluchend umher. Sie schreit sich heiser. Zuletzt bringt sie die Worte «mio fratello» nur noch keuchend hervor. Jetzt liegt sie zusammengebrochen auf einer steinernen Bank. Ich weiss nun genug. Wir sind in der Irrenanstalt. Manicomio. Über diesem grauenhaften Elend lacht der heitere, blaue Himmel und

die Zypressen zittern im Licht der Sonne. Man könnte zusammenbrechen angesichts dieses Elendes. Aber man erhebt sich an dem grossartigen Beispiel von Geduld, Güte und Hingabe, das die weissen Wärterinnen bieten. Wir gehen hernach in die Sakristei, wo sich Monsignore sofort ins Messgewand hüllt. Die Kirche füllt sich mit Männern harmloser Geisteskrankheit. Ein junger Bursche, mit unruhigem Blick und nervösen Gesichtszuckungen, ministriert und antwortet den Oratorien des Monsignore. Das ist ein ganz fürchterlicher, grausamer, heiliger Akt. Herr erbarme Dich ihrer. Nach der Messe führt uns der Kaplan an der Männerabteilung vorbei: Wüste, grinsende Gesichter. Einer ruft, indem er auf den Kaplan deutet: «Tu sei più matto che me» (du bist verrückter als ich). Im Hintergrund des schönen Parkes steht eine staatliche Villa. Hier sind die Irren untergebracht. Also auch hier im Reiche der Geistesgestörten macht man einen Klassenunterschied.»

Schatten und Licht

Als Maler sind Heinrich Danioth Wetterstimmungen besonders wichtig. Er beschreibt sie immer wieder detailliert: «Ich habe zur Abwechslung gern solch einen trüben, grauen, drückenden Himmel. St. Pietro und Castello San' Angelo und auch der träge Tiber bekommen Stimmung. Sie fangen zu erzählen an.» An einem Sonntag frohlockt er geradezu: «Und die schöne italienische Sonne ist auch da und vergoldet alles, verschmilzt alles ineinander, Reichtum und Elend, nimmt jenen ihren Hochmut und diesen ihre Verbitterung. Das friedlichste Bild. Wer glaubt, dass es da zu Klassenkämpfen kommen könnte?» Ahnt Danioth bereits, was Mussolinis Aufstieg und der aufkeimende Faschismus mit Italien und Europa anrichten wird? Im Licht dieser Reise betrachtet, macht Danioths Mussolini-Karikatur für den «Nebelspalter» von 1934, also fünf Jahre vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, noch mehr Sinn. Die auf der Rom-Reise gewonnene Einsicht zu Nationalismus und Fremdsein hat er vor 100 Jahren zu Papier gebracht. Sie liest heute aktueller denn je: «Ich lerne hier im Auslande das Abstoßende eines allzu eifrigen Nationalismus kennen. Ich weiss nicht, ob wir in der Schweiz es auch so weit treiben. Ich weiss jetzt, dass es Not tut, dem Menschen eher als Mensch zu begegnen und weniger nach seiner Nationalität zu fragen. Im Ausland ist man eigentlich auf diese Auffassung angewiesen, und man empfindet es doppelt, wenn man als der «Fremde» betrachtet wird.» Gerne schlendert Heinrich Danioth durch die Stadt und lässt sich dabei treiben. Er nennt es «vagieren». Eines Tages entdeckt er dabei in einer Auslage eine Handorgel. Er ist fasziniert vom Instrument und kehrt immer wieder zum Geschäft zurück. Am 5. Mai 1920 notiert er kurz und bündig: «Ich kaufte die Handorgel.» Gut möglich, dass Danioth zurück in der Schweiz seinen Jugendfreund Bärli Jütz auf dieser Fisarmonica bei der Uraufführung des Gassenhauers «Zoogä-n am Boogä» begleitete. Der letzte Eintrag im Tagebuch datiert vom 29. Mai 1920. Der Rom-Aufenthalt des Urner Künstlers dürfte insgesamt gut sechs Wochen gedauert haben. Es ist die Hoffnung des Schreibenden, dass dieser Artikel vielleicht den Anstoss gibt, Heinrich Danioths gesamten Reisebericht dereinst in Buchform aufzulegen. Idealerweise würde ein derartiges Projekt als Fotobildband konzipiert. Denn Danioths langjähriger Freund, der Nidwaldner Fotograf Leonard von Matt, hat sich mit diversen Bildbänden über Rom international einen Namen gemacht. Die Idee einer posthumen «Wiederbegegnung» der beiden Urschweizer Künstler über ihr schriftstellerisches und fotografisches Werk scheint mir prüfenswert.

Teil 1 von Danioths Rom-Reise veröffentlichte das «Urner Wochenblatt» in der Ausgabe vom 11. April.



Heinrich Danioths Gedicht «Die spanische Treppe»: Auf ihr das ganze römische Leben. / Blumenmarkt. / Soldaten. Der lesende Matros. / Engländer mit Baede(c)ker. / Oben die Schmarotzer, die als grosse Künstler enden. / Die blinden Musikanten. / Der Obelisk und der Abendhimmel. / Die Dirnen. / Die schlafenden Blumen.

FOTO: STAATSARCHIV URI